

AL CAPONE



19

Al Capone

Band 19

Die Brillanten der Kaiserin

Inhalt

1. Kapitel - O'Banions Beerdigung	7
2. Kapitel - Eine sonderbare Rettung	13
3. Kapitel - Die Diamantendiebe	23
4. Kapitel - Polizeiliche Haussuchung	29

1. Kapitel

O'Banions Beerdigung

James Genna blickte sich um und sah einen irischen Bekannten vor sich stehen.

»Hallo, Frank Yale! Was gibt's?«, rief er ihm zu.

»Ich wollte dir mein Beileid aussprechen. Ihr Sizilianer habt doch Trauer!«

»Was meinst du? Wegen des Todes von Scarface? Ja, wir waren Rivalen im Kampf um den Alkohol, aber anständige Rivalen. Das weiß auch jeder!«

»Nein, ich meine nicht Al Capone«, sagte Frank Yale. »Du bist Sizilianer und weißt noch nicht, was passiert ist? Dann pass mal auf: Vor einigen Stunden ist Mike Merlo, der Vorsitzende der Unione Siciliana, gestorben, anscheinend eines natürlichen Todes.«

»Was, Mike Merlo ist tot?! Ach! Ich wusste zwar, dass seine Gesundheit nicht die beste war, aber ich hätte nicht gedacht, dass es so schnell gehen würde.«

»Ja, ja, er ist tot. Morgen wird er beerdigt und dabei wird wohl allerlei los sein«, meinte Frank Vale. »Das wird ein gutes Geschäft für meinen Verwandten Dion O'Banion werden! Der wird Blumen und Kränze in Hülle und Fülle verkaufen. In seinem Laden werden sich die Kunden gegenseitig die Klinke in die Hand geben. Hm, ach, sag mal nebenbei, Genna«, fügte Yale mit gesenkter Stimme hinzu, »kannst du mir hundert Dollar leihen? Dieses verdammte Roulette hat mir meinen letzten Cent weggenommen, ich

bin vollkommen ausgeplündert.«

»Bist du nicht der Vetter der Frau von Dion O'Banion?«, fragte James Genna, ebenfalls leise. »Warum pumpst du ihn denn nicht an?«

»Ja, so sieht Dion aus, als ob er mir noch einen Cent außer der Summe geben würde, die er mir jede Woche auszahlt. Wenn du denkst, dass Dion O'Banion mir einen solchen Gefallen erweisen würde, dann kennst du ihn schlecht. Du dagegen bist ein Weltmann und weißt, wie man auf dieser Erde mal schwach werden kann ...«

»Hör schon auf. Was willst du damit sagen? Dass ich mich schon so oft von dir habe anpumpen lassen? Na ja, ich habe schließlich nichts dazu gesagt. Ich bin zwar großzügig, das wisst ihr alle, aber nicht dumm. Nur ein dummer Mensch schmeißt sein Geld zum Fenster hinaus.«

»Worauf willst du hinaus?«, erwiderte ihm Frank Yale voller Ungeduld. Dieser eingefleischte Spieler lauerte schon darauf, den Schein in seinen Klauen zu spüren, den er von der Großmütigkeit James Gennas erwartete.

»Warte draußen auf mich!«

»Wo?«

»Im Billardsaal!«

»Lässt du mich auch nicht zu lange warten?«

»Hab keine Bange!«

Es dauerte auch nicht lange, dann stellte sich James Genna bei Frank Yale im Billardsaal, der gerade leer war, ein.

»Hast du Lust, tausend Dollar zu verdienen, Frank Yale?«

»Hast du gesagt, tausend Dollar, hochgeschätzter Gön-

ner?«

»Tausend Dollar!«

»Und was soll ich dafür machen?«

»Du kennst doch den Blumenladen von Dion O'Banion?«

»Mach doch keine Witze! Tausendmal war ich doch schon bei meinem geliebten Verwandten.«

»Also gut, morgen früh um zehn Uhr ... ist Dion dann wohl schon in seinem Laden?«

»Und wenn er die ganze Nacht herumbummelt und sich überall amüsiert, ist er am Morgen bestimmt in seinem Laden. Kurz nachdem sein Angestellter den Laden aufgemacht hat, erscheint er und setzt sich sofort ganz eifrig an die Arbeit.«

»Davon habe ich schon gehört, dann bin ich also richtig unterrichtet. Deine

Aufgabe, Yale, wird darin bestehen, morgen früh in Begleitung der beiden Jungs, die du an meinem Tisch gesessen hast, in den Laden von Dion zu gehen. Du wirst sie ihm vorstellen und ihm sagen, dass sie beide aus Sizilien kommen und Mike Merlo ihren letzten Dank abstatten wollen. Dafür wollen sie Blumen für sein Begräbnis bestellen. Du begleitest sie, damit er sie anständig behandelt und ihnen keinen zu hohen Preis für seine Blumen abfordert ...«

»Und ... Was noch?«, fragte Frank Yale verwundert.

»Was noch?«, erwiderte James Genna in aller Ruhe.

»Gott, weiter eigentlich nichts!«

»Dann kann ich mir also tausend Dollar verdienen, in-

dem ich Dion O'Banion sage, er soll die beiden Jungs nicht übers Ohr hauen?«

»Sehr richtig!«

»Verstehe ich nicht!«

»Dann werde ich es dir mal auseinandersetzen. Ich habe dir doch früher bei verschiedenen Gelegenheiten Geld geborgt. Für einige dieser Darlehen hast du mir eine Quittung ausstellen müssen, die ich sorgfältig aufbewahrt habe. Wenn du dich nun verplapperst und Dion vorher von dem Besuch erzählst, den du ihm in Begleitung dieser beiden Sizilianer machen sollst, dann wird er sofort erfahren, dass du schon früher mit mir in Verbindung gewesen bist. Ich werde ihm nämlich umgehend die Quittungen von dir zukommen lassen. Und dann, mein lieber Frank Yale, werde ich mich deiner ... annehmen. James Genna hat es noch niemals vergessen, jemanden, der ihn verraten hat, ins Gras beißen zu lassen. Also, Yale, du hast die Wahl: Entweder tausend Dollar aus meiner Tasche in deine Tasche oder einen Sarg für deinen Leichnam!«

Der Ire war totenblau geworden.

»Du überlegst ein bisschen lange, Yale!«, sagte James Genna in drohendem Ton.

»Sei doch still! Was soll ich denn überlegen? Das Einzige, was ich mir überlegen kann, ist, dass ich dir blindlings gehorchen muss!«

»So ist's richtig! Das habe ich erwartet! Aber, mein Lieber, ohne Umschweife und Hinterlist! Ich versichere dir, Yale, bei diesem Kartenspiel geht es um Leben und Tod. Und ich glaube nicht, dass du, obwohl du ein so leiden-

schaftlicher Spieler bist, in diesem Fall um deine Haut spielen willst. Umso mehr, da du die hundertprozentige Gewissheit hast, sie zu verlieren.

»Ehe mir auch nur ein Härchen auf dem Kopf gekrümmmt wird, kann lieber Dion O'Banion tausendmal umkommen, auch wenn meine Cousine sich zu Tode heult, weil sie ihren Mann verliert!«

»In Ordnung!«, sagte Genna voller Genugtuung.

Nachdem er sich umgeschaut und vergewissert hatte, dass niemand ihre Unterhaltung mithören konnte, gab er Frank Yale die entsprechenden Anweisungen.

»Der Kerl ist ein Verräter«, murmelte James Genna, »und in ihm wird Dion O'Banion seinen Meister finden!«

Wir gaben schon vorher eine Schilderung der Tat.

In diesen Zeilen enthüllen wir nun zum ersten Mal die reine Wahrheit über die Ermordung Dion O'Banions.

Fred Genna war gerächt, und James Genna und seine Brüder atmeten erleichtert auf.

Es verstand sich von selbst, dass sie sich niemals mit der Ermordung Dion O'Banions brüsten würden. Diese Tat sollte das dichteste Geheimnis umgeben, damit John Scalise, Albert Anselmi und Frank Yale nicht etwa dafür zur Verantwortung gezogen werden konnten.

Nun wollen wir noch kurz über die Leichenfeier und das Begräbnis des irischen Gangsterbosses berichten.

Der Leichnam Dion O'Banions wurde in einem Katafalk aufgebahrt, der zehntausend Dollar gekostet hatte und extra per Express von New York nach Chicago gebracht wurde.

Eine Zeitung in Chicago beschrieb diesen Sarg wie folgt:

Er war aus doppelten Wänden von Bronze und Silber angefertigt und hatte einen Deckel aus Bergkristall. Am Boden lag ein seidengefüttertes Kissen. Der Sarg war mit zahlreichen Ornamenten aus Silber geschmückt, ebenso waren die Henkel aus demselben Metall.

Die von Kerzen erleuchtete Kapelle wurde wie folgt beschrieben:

Engel aus Silber waren am Kopf- und Fußende des Sarges aufgestellt, umgeben von zehn großen Wachskerzen in prachtvollen goldenen Leuchtern. Überall waren die teuersten exotischen Blumen verstreut.

Das Begräbnis war eine ungeheure Trauerkundgebung. Eine Abteilung berittener Polizei musste dem Leichenzug den Weg freimachen.

Hervorragende Gangster aus der Bande O'Banions mischten sich unter die Menge, die den Leichenzug bildete – es waren überwiegend Iren – und empfahlen allen, zurückhaltend zu sein und unter keinen Umständen ihre Schusswaffen sehen zu lassen.

Dem Leichnam folgten noch sechsundzwanzig Wagen voller Blumen und Kränzen im Wert von mehr als fünfzigtausend Dollar.

Unter diesen sah man zum Beispiel ein aus Rosen gebildetes Herz, einen vollkommen aus Chrysanthemen, Or-

chideen und Lilien zusammengestellten Teppich, der das Grab auf dem Karmelbergfriedhof bedecken sollte und eine Größe von 4×10 Fuß besaß, sowie einen Bogen, in dem zwei weiße Tauben abgebildet waren, und einen riesigen Kranz aus Immergrün, aus dessen Schleife man die folgende Inschrift las:

Ihrem Dion O'Banion, der Teamster Union.

Nie zuvor wurde ein Bootlegger so prunkvoll zu Grabe geleitet wie Dion O'Banion.

2. Kapitel

Eine sonderbare Rettung

Die Gondel des Fesselballons, in der Al Capone bewusstlos und bewegungsunfähig lag, war nicht sofort untergegangen.

Um auf den Grund des Michigansees hinuntergedrückt zu werden, musste sich die Stoffhülle des Ballons erst vollständig mit Wasser vollsaugen. Erst dann konnte ihr Gewicht die aus Holz und Rohr bestehende Gondel hinunterdrücken, sodass sie auf dem schlammigen Grund des Sees lag.

Aber was nützte es Capone, dass sich der Moment des Untersinkens noch hinauszögerte, wenn er, seiner Sinne beraubt, gar nicht in der Lage war, sich zu retten?

Vielleicht würde er erst dann aufwachen, wenn es keine Rettung mehr gab, wenn der Tod schon seine knöchernen Arme nach ihm ausstreckte, wenn er sich schon im Todeskampf befand!

Über der weiten Fläche des Sees herrschte immer noch Schweigen. Das Boot des Iren fuhr eilends davon ...

Dion O'Banion hatte wenige Augenblicke danach das Ufer erreicht. Er warf einen höhnischen Blick hinter sich zurück, dahin, wo der arme Capone seinem sicheren Ende entgegenging.

Unerbittlich würde sich sein Schicksal erfüllen, so, wie Dion es vorausgesehen hatte.

Das Wasser würde schließlich die Hülle des Ballons, aus dem das letzte Gas entwichen war, füllen. Die starke Haut, die das Wasser aufsaugte wie ein Schwamm, würde von Sekunde zu Sekunde schwerer werden und schließlich

Irische Vereinigung in Chicago.

würde sie langsam auf den Grund des Sees sinken.

Die Gondel, die durch Capones starke Leibesfülle schon ein ziemliches Gewicht hatte, würde dann unweigerlich unter Wasser gedrückt werden.

Plötzlich blitzte ein schmaler Lichtstreifen über den Wellen auf.

Dieser Lichtstrahl musste von einem kleinen Scheinwerfer stammen, der gerade eingeschaltet worden war.

Wer war dieser Jemand? Er saß in einem Paddelboot mit Außenbordmotor.

Er hatte die unförmige Masse auf der Wasseroberfläche bemerkt und vorgezogen, den kleinen Scheinwerfer ein-

zuschalten. Es war die einzige Beleuchtung, über die er verfügte, und sie war bisher nicht in Tätigkeit gewesen. Er wollte einen eventuellen Zusammenstoß vermeiden, der unangenehme Folgen haben konnte.

»Das scheint ein verunglückter Luftballon zu sein«, murmelte der Mann, der den Scheinwerfer gerade eingeschaltet, aber auch gleich wieder ausgeschaltet hatte, während er sich bemühte, das Boot in eine andere Richtung zu lenken.

»Ein verunglückter Luftballon?«, erwiderte sein Begleiter, der viel jünger zu sein schien. »Noch ist er ja nicht ganz untergegangen. Vielleicht liegt in der Gondel irgendein Unglücklicher, dem wir noch Hilfe leisten können. Es muss doch furchtbar sein, zu ertrinken. Warum fahren wir nicht heran, Vater?«

Diese Bitte und Frage, die der junge Mann mit einer überaus melodisch klingenden Stimme aussprach, wurde auf Italienisch gestellt.

»Per la Madonna!«, antwortete der Alte in derselben Sprache. »Du weißt doch, dass man uns beinahe entdeckt hat. Und wenn sie uns nicht erwischen, dann ist das ein reines Wunder! Jetzt verlangst du auch noch, dass wir jemanden retten, wobei wir noch nicht einmal wissen, ob es sich überhaupt lohnt. Da fahren wir doch lieber gleich nach Hause zurück!«

»Vater! Nur weil wir am Rande des Gesetzes leben, müssen wir da jegliches gute Gefühl in unseren Herzen ersticken? Glaubst du, dass es eine gute Handlung ist, weit weg von der Stelle zu fahren, wo ein Mitmensch vielleicht

unserer Hilfe bedarf?

»Hm, na schön! Also los, ran!«, brummte der Alte.

Sie fuhren an die schaukelnde Hülle heran. Das Wasser war schon bis an den Rand der Gondel gelangt.

Würde sich diese auch nur ein wenig an einer Seite neigen, würde sofort Wasser hereinströmen und sie im Handumdrehen versenken.

Die Ballonhülle, die schon beinahe voll mit Wasser war, würde in wenigen Augenblicken ihr Werk vollenden und die schwache Holzgondel unter Wasser drücken.

»Da liegt jemand drin!«, rief der Jüngere der beiden Insassen des Paddelboots voller Angst.

»Der Mann ist tot«, meinte der Alte. »Und selbst wenn er noch lebte, wäre es für uns doch schwierig, ihn herauszuholen. Sieh mal, das Wasser fließt schon in die Gondel hinein! Das dauert nur noch einen Augenblick, dann sinkt die Gondel mit dem Mann, der darin liegt, unter!«

»Nein, Vater, das nicht!«, widersprach der junge Mann.

Bevor der alte Mann etwas erwidern konnte, beugte sich der Junge über den Rand des schwankenden Bootes und klammerte sich mit mühseliger Anstrengung an den Rand der Gondel des Fesselballons, an dem ein Bootshaken an einem Tau befestigt war.

Doch die Gondel, die schon reichlich mit Wasser gefüllt war und sich nur noch schwer bewegen ließ, gab bei dem plötzlichen Ruck, mit dem der junge Mann an ihr zog, so wenig nach.

Dieser wäre beinahe ins Wasser gefallen und vielleicht ertrunken, wenn nicht der alte Mann ihn am Gürtel ge-

packt hätte.

»Lass mich das machen!«, schrie er den Jungen grob an und stieß ihn zur Seite, während das Paddelboot hin und her schwankte.

Dem Alten, der trotz seiner Jahre immer noch große Kräfte besaß und sogar so kräftig war, dass mancher junge Mensch ihn darum beneiden konnte, gelang es, die Gondel des Fesselballons heranzuziehen.

Diese war immer noch durch den Bootshaken mit dem Boot verbunden.

Nun war nur noch die zweite Arbeit zu tun: den Mann, der darin lag und allem Anschein nach tot war, herauszuholen.

Der Alte, ein Mann, der nichts halb machte, nahm nun, während der Junge sich um das Boot kümmerte, ein langes Tau zur Hand, an dem er eine Schlinge machte, sodass er es als Lasso benutzen konnte. Mithilfe dieses Lassos gelang es ihm, den Menschen, der am Boden der Gondel lag, in das Paddelboot zu ziehen.

»Ich glaube, wir haben einen Toten gerettet!«, sagte er und warf einen Blick auf das zu seinen Füßen liegende Menschenbündel.

Der Junge blickte ebenfalls aufmerksam auf den Daliegenden. In seinen Augen sah man einen Ausdruck des tiefsten Mitleids.

»Glaubst du, Vater, dass er nicht mehr gerettet werden kann?«

»Weiß ich nicht«, meinte der alte Mann und legte seine Hand auf die starre Masse, die er eben aus dem Wasser

gezogen hatte.

Den Scheinwerfer hatte er abgestellt.

Der Außenbordmotor trieb das kleine Kanu nun schneller dahin, da es die Last der Gondel des Fesselballons nicht mehr zu schleppen hatte. Noch bis vor wenigen Augenblicken war diese durch den Bootshaken mit dem Boot verbunden gewesen.

Dichte Finsternis hatte sich über den See gesenkt.

Doch plötzlich teilten sich die Wolken und der Mondschein brach zwischen ihnen hervor.

Seine silbernen Strahlen brachen sich an der spiegelnden Oberfläche des Michigansees.

Dank dieser Helligkeit konnte der alte Mann nun das Gesicht des Mannes betrachten, den er davor bewahrt hatte, den Fischen als Fraß zu dienen.

Auf dessen hartem, energischem Gesicht breitete sich plötzliches Erstaunen aus.

Noch einmal sah er mit noch größerer Aufmerksamkeit und Spannung auf den Daliegenden herab, dann änderten seine Hände die Lage des Kopfes des Bewusstlosen.

Was suchte er in dem Gesicht dieses Menschen? Als er die beiden Narben auf Capones Wange betrachtete, rief er leise, wie zu sich selbst sprechend, aus: »Donnerwetter, das ist ja Scarface! Wie kommt der denn hierher und in dieser Lage?«

Sein Gesicht war rätselhaft und verschlossen, als er das sagte. Er beugte sich hinab, um sich zu vergewissern, ob das Herz noch arbeitete.

Ja, es schlug, wenn auch schwach. Da sagte der Alte: »Er

muss chloroformiert worden sein. Sein Zustand deutet ganz darauf hin, und außerdem riecht er auch etwas nach Chloroform.«

»Lebt er?«, fragte der junge Mann eifrig.

»Er lebt!«, erwiderte der Ältere, der sein Vater sein musste.

Er holte eine Blechkanne mit Branntwein hervor und flößte Scarface ein paar Tropfen davon in den Mund.

Aber vergeblich, denn was er tat, zeigte keine Wirkung.

Das ließ ihn erneut brummen: »Wie ich mir schon gedacht habe: Sie haben ihn chloroformiert.«

Deshalb unternahm er nichts weiter mit ihm, da er es für zwecklos hielt.

Der Motor des Bootes trieb dieses jetzt in schneller Fahrt weiter, sodass es sich nicht nur vom Hyde Park, sondern auch von dem Ufer entfernte, an dem die Millionäre aus Chicago ihre fabelhaften Villen und prunkvollen Paläste errichtet hatten.

Sie fuhren jetzt in die Vororte dieser Riesenstadt, dorthin, wo die Sommergrundstücke aufhören und die öden Felder anfangen, auf denen kein Baum wächst, wo man nur elende, zerfallene kleine Häuser sehen kann, Wohnungen der Armut.

In jener Stadt des Elends, die sich an die Stadt des Glanzes anschließt, erhob sich auf einem Gelände, dessen Besiedlung die Stadtverwaltung schon begonnen hatte, ein bescheidenes Häuschen. Nach dem Aussehen seiner zerbröckelten Fassade und der von Türen und Fenstern abgeplatzten Farbe musste es sehr alt sein.

In seiner unmittelbaren Nähe bildete der Michigansee eine kleine, geschützte Ankerbucht.

Dorthin wurde die Spitze des kleinen Bootes gerichtet.

Der Alte und der Junge sprangen heraus und machten das Boot fest.

Dann packten sie den immer noch bewusstlosen Capone und hoben ihn heraus.

»Er ist immer noch nicht zu sich gekommen«, meinte der junge Mann voller Besorgnis. »Er ist steif und kalt wie eine Statue.«

»Aber trotzdem glaube ich nicht, dass er tot ist«, sagte der alte Mann. »Das ist beim Chloroform immer so. Es dauert eine ganze Weile, ehe die Wirkung nachlässt. Nun mal los, wir wollen ihn hineinbringen und dann sehen, was wir mit ihm machen.«

Sie hoben ihn auf und brachten ihn in das kleine Häuschen, ein bescheidenes Bauwerk von nur zwei niedrigen Stockwerken.

Der Hausschlüssel steckte in der Tasche des Alten, der nun die Tür aufschloss.

»Die Anwesenheit dieses Menschen in unserem Haus kann für uns unangenehm werden«, meinte er nachdenklich.

»Du wirst ihn aber doch nicht liegen lassen, Vater, jetzt, nachdem wir ihn gerettet haben?!«

»Ich möchte beinahe sagen, das wäre schon das Beste, auch für ihn selbst, wenn wir es täten ...«

»Hast du wirklich Angst, dass sie heute kommen?«

»Das glaube ich mit aller Bestimmtheit!«

Er überlegte noch einen Augenblick, nachdem sie den regungslosen Scarface auf ein altes Sofa gelegt hatten, und sagte dann: »Hier im Haus darf er unter keinen Umständen bleiben!«

»Ja, aber was wollen wir denn mit ihm machen, Vater?«, fragte der Junge voller Besorgnis.

»Das überlege ich mir gerade. Warte mal ...« Nach einer kurzen Pause sprach er weiter: »Der Abendnebel vom See ist zwar auch nicht gerade zuträglich für die Gesundheit, aber es ist immer noch besser für ihn, als im Wasser zu liegen und den Fischen zum Fraß zu dienen.«

»Selbstverständlich, Vater!«

»Na, dann sollst du gleich mal sehen, was ich machen werde. Hol mir einen meiner Hausierer- oder Vagabundenanzüge, einen alten Filzhut, der schon keine Farbe mehr hat und aus der Form gegangen ist, und alte Unterwäsche, damit seine nicht zu sehr von den Lumpen absticht, die ich ihm anziehen will.«

Als er das sagte, zeigte er auf Scarface.

Es dauerte nicht lange und der Junge kam mit den gewünschten Sachen wieder.

»Geh hinaus und mach die Tür zu!«, befahl der Alte dem jungen Mann.

Nachdem dieser hinausgegangen war, fing der alte Mann an, Al Capone die nassen Kleider vom Leib zu ziehen.

Man kann sich denken, dass er die Gelegenheit benutzte, um alles durchzuschnüffeln. Dabei fand er sofort eine lederne Brieftasche.

Er öffnete sie, blickte schnell hinein und rief dann verblüfft aus: »Donnerwetter, ein ganzes Bündel Tausend-Dollar-Scheine!«

Mit zitternden Händen zählte er die Scheine durch und rief dann aus: »Das nenne ich eine anständige Belohnung für die Rettung eines Schiffbrüchigen! Eine Million Dollar!«

Und flugs steckte er ohne Gewissensbisse die Tasche ein. Nun machte er sich eifrig daran, die Kleidungsstücke Capones durch seine Lumpen zu ersetzen.

In kurzer Zeit verwandelte die andere Kleidung Capone in einen ganz anderen Menschen.

»Fabelhaft«, meinte der alte Mann zu sich selbst.

Er rief seinen Sohn herbei und befahl ihm, ihm beim Transport des regungslosen Scarface zu helfen.

»Was wollen wir denn jetzt mit ihm machen, Vater?«

»Wir bringen ihn in das leere, zerfallene Haus, das am anderen Ende der Chaussee steht, die zum See führt. Wir legen ihn auf ein Bündel Stroh. Wenn die kommen, von denen ich befürchte, dass sie wirklich heute noch kommen, dann werden sie wohl glauben, das sei irgendein armer Kerl, der sich in das alte Haus gelegt hat, weil er keine Bleibe hat und sich das Bett in der Herberge nicht leisten kann.«

So geschah es.

Al Capone, der Schwerreiche, lag da auf einem Haufen Stroh wie der Verkommenste aller Vagabunden.

Der Alte legte ihm den Hut so übers Gesicht, dass es bei nahe ganz verdeckt wurde.

Dann entfernten sich die beiden mit schnellen Schritten.

3. Kapitel

Die Diamantendiebe

Bald darauf betraten sie wieder ihr Haus und gingen in das obere Stockwerk hinauf.

Der Alte betrat ein Zimmer, in dem ein bescheidenes Bett stand. Er blieb allein. Der Junge war in ein Nebenzimmer gegangen.

Der alte Mann begann nun, seine Kleider abzulegen. Deutlich war zu erkennen, dass er sich zu Bett begeben wollte. Doch bevor er dies tat, öffnete er einen Schrank und holte mehrere orthopädische Apparate heraus.

Dieser Mann, der so gesund und lebendig war wie nur irgendjemand, befestigte all diese Apparate an seinem Körper, die doch nur Gelähmte und Unglückliche benutzen, die nicht mehr über den Gebrauch ihrer Glieder verfügen können.

Um den Oberkörper befestigte er eine Art Korsett aus Gummi und Stahlstiften. Den rechten Arm steckte er in einen langen Apparat, in dem dieser von der Achsel bis zum Handgelenk verschwand.

Einen ähnlich aussehenden Apparat befestigte er mit Schnüren am Bein.

Um den Hals befestigte er einen ähnlichen Apparat wie am Oberkörper, sodass sein Kopf dadurch in eine steife

Haltung gepresst wurde.

Nachdem er all dies getan hatte, rief er seinen Sohn herbei und ließ sich von ihm ins Bett bringen, da er durch all diese Schienen behindert war.

Apparate, sich selbst nicht mehr richtig bewegen konnte.

Der Alte bot nun den bemitleidenswerten Anblick eines Krüppels.

Wer ihn so daliegen sah, angetan mit allen möglichen orthopädischen Apparaten, musste Mitleid mit diesem armen Kerl haben.

Neben dem Bett stand ein Rollstuhl, wie ihn Gelähmte zu benutzen pflegen.

Nun lag der Alte im Bett und ließ nur den einen Arm, an dem keine Schienen waren, auf der Bettdecke liegen.

»Hast du den kleinen Koffer da?«, fragte er eifrig den jungen Mann.

»Ja!«, sagte dieser sofort und stellte ein kleines Lederköf-ferchen vor den Alten hin.

Der Alte brummte zufrieden: »Es ist gut. Mach ihn mal auf!«

Sein Sohn folgte seinem Befehl.

Und nun blitzten bei der mangelhaften Beleuchtung, die eine blakende Petroleumlampe verbreitete, die großen Brillanten eines wunderschönen Halsbandes auf.

»Wundervoll!«, rief der alte Mann voller Begeisterung aus. »Das berühmte Diamantenhalsband von Eiliane Fergus, der Dollarprinzessin! Ach, es ist doch eine feine Sache, zu stehlen! Wenn man dazu Mut und Grips genug hat, dann kann einem alles gehören, vom Hässlichsten bis

zum Schönsten! Hast du die Zangen hier?«

»Ja.«

»So, nun zeig mal, ob du dich geschickt anstellst, wenn du diese Steine aus der Fassung nimmst. Wenn du auch nur einen dieser schönen Brillanten dabei verdirbst, reiße ich dir die Ohren ab!«

»Hab keine Sorge, Vater, ich werde alles so machen, wie du es haben willst!«

Die weißen Hände des jungen Mannes, die so hübsch und gepflegt aussahen, dass sie bei einem Menschen dieser Stellung überraschen mussten, machten sich daran, die Brillanten mit unglaublicher Geschicklichkeit aus ihrer Fassung zu lösen.

»Eigentlich doch schade«, meinte er bei der Arbeit. »So ein wunderschönes Halsband! Es wird doch ganz wertlos!«

»Ja, ja, stimmt, es ist schade, aber das ist mir klar. Es ist schließlich die einzige Möglichkeit, diese Brillanten loszuwerden. Wenn sie wollen, können sie sie schließlich wieder zusammensetzen. Meinetwegen.«

Und der alte Beppo Troppea machte dabei ein Zeichen vollkommener Gleichgültigkeit.

In weniger als zwanzig Minuten hatten die geschickten Finger des jungen Mannes die zwölf Brillanten, aus denen das Halsband bestand, auseinandergenommen.

»Und das Platin der Fassungen?«

»Das wirf in den See!«, erwiderte Troppea gleichgültig.

»Dieses wertvolle Metall?!«

»Nun, was hat es uns schon gekostet!«, versetzte der Alte

und zog die Schultern hoch.

Nach einer kurzen Pause, in der der Junge alles zusammensuchte, fügte Beppo Troppea hinzu: »Mach mit diesen Steinen, was ich dir gesagt habe!«

»Jawohl, Vater!«

Gleich danach ging der junge Mann nach unten. Die wertvollen Brillanten hatte er in der Tasche.

Er suchte sich eine Taschenlampe und ging in den Hof.

Während er die Taschenlampe in einer Hand hielt, hatte er in der anderen ein großes Stück Brot.

Er ging zum Hühnerstall, in dem etwa zwei bis drei Dutzend Enten, Gänse und Puten eingesperrt waren.

Er stellte die Taschenlampe so auf, dass er bei seiner Arbeit genügend Licht hatte. Dann brach er ein Stück Krume ab, drückte einen der Brillanten, die er in der Tasche hatte, hinein und stopfte das Brot mit dem wertvollen Stein einem Truthahn in den Schnabel.

Das Tier schluckte beides sofort hinunter. Der Junge wiederholte diese Tätigkeit, bis er alle zwölf Brillanten unter zwölf Truthähnen verteilt hatte. Diese Truthähne hatte er von den anderen abgesondert und in einen besonderen Käfig eingeschlossen.

Nachdem er diese Arbeit beendet hatte, ging er wieder ins Haus zurück.

Der Morgen graute bereits und im Osten zeigte sich die Helligkeit des neuen Tages, als der Sohn von Beppo Troppea sein bescheidenes Zimmer betrat. Er warf sich in voller Kleidung auf sein Bett, wo er aber nur knapp anderthalb Stunden ruhen konnte. Der helle Glanz der ersten

Sonnenstrahlen, die in sein Zimmer drangen, und das unablässige Gackern der Hühner auf dem Hof weckten ihn.

Er sprang sofort aus dem Bett, sich schlaftrunken die Augen reibend. Er war jedoch nicht ärgerlich über die geringe Ruhe, sondern wollte vergnügt und munter an die Tagesarbeit gehen.

Zweifellos wollte der junge Mann nun seine Morgenwäsche vornehmen, denn er zog die Kleider aus, die seine jugendlich schlanke Figur umschlossen.

Doch was tat der Sohn von Beppo Troppea nun? Warum legte er die Kleider, die er bis dahin angehabt hatte, weg und holte sich aus einem Schrank neue heraus?

Das waren ja gar keine Männerkleider, sondern Frauenkleider!

Dieser Jüngling, der vielleicht achtzehn Jahre alt war, war überhaupt kein Mann, sondern ein Mädchen!

Nun betrachtete sich Graziella, so hieß das Mädchen, in einem Spiegel und atmete tief auf.

Sie war zufrieden, sich endlich wieder in den Kleidern zu sehen, die zu ihrem Geschlecht gehörten.

Wenn Graziella Troppea sich einmal als Mann verkleidete, so geschah das nur, weil ihr Vater es wollte und weil es bei den schwierigen, ja sogar gefährlichen Unternehmungen, die sie zusammen vollbrachten, oft nötig war.

Der Bubikopf, der nach der letzten Mode geschnitten war, trug viel dazu bei, dass das junge Mädchen wie ein Junge aussah, wenn es sich einmal verkleiden musste.

Nun beendete sie schnell ihre einfache Toilette. Sie warf noch einen Blick in den Spiegel, nachdem sie sich mit der

Puderquaste über das Gesicht gefahren hatte, und ging dann eilig in das Zimmer ihres Vaters.

»Sehr gut!«, meinte dieser beifällig. »Wenn die Polizei bei dem, was wir gestern Nacht gemacht haben, Verdacht geschöpft haben sollte – dank der Keilerei mit dem einen Kerl, bei der mir die rote Perücke heruntergefallen ist, so dass man mich leicht erkennen konnte –, dann würden sie jedenfalls mit Bestimmtheit behaupten, ich wäre mit einem Jungen zusammen gewesen. Aber so, wenn sie dich sehen, werden sie wohl davon überzeugt sein, dass ich nur meine Tochter bei mir habe und niemand sonst.«

»Meinst du denn, dass sie wirklich kommen?«, fragte das junge Mädchen mit einer gewissen Ängstlichkeit.

»Na, das sollte mich gar nicht wundern!«, sagte er. »Ich habe dir ja schon gesagt, was ich befürchte ...«

»Also, ich werde jetzt mit den Truthähnen in die Stadt gehen«, sagte das junge Mädchen. »Ich werde aber erst noch in das alte Haus gehen, um zu sehen, was der Mensch macht, den wir gestern aus dem Wasser gezogen haben. Ob er das Bewusstseins schon wieder erlangt hat?«

»Unter keinen Umständen!«, erwiderte der alte Troppea. »Vor allem darf er dich nicht als Mädchen sehen. Ich will nicht, dass er merkt, dass du ein Mädchen bist!«

Das Mädchen machte ein verwundertes Gesicht. »Warum?«, fragte es.

»Das kann ich dir nicht erklären, Graziella. Es muss dir genügen, wenn ich es so ... Da, hast du nicht gehört? Eben hat doch ein Auto vor der Tür gehalten!«, rief der Alte aus. »Das sind sicher die Bullen! Was habe ich dir gesagt? Los,

lauf hinunter und geh ihnen entgegen!«

Graziella war gerade auf dem ersten Treppenabsatz, als auch schon zwei kräftige Schläge gegen die Haustür donnerten.

4. Kapitel

Polizeiliche Hausdurchsuchung

»Wer ist da?«, fragte Graziella durch das Guckloch.

»Polizei! Im Namen des Gesetzes öffnen Sie sofort!«

Das junge Mädchen kam dem Befehl der Polizei sofort nach.

Ein Kommissar und zwei Kriminalbeamte drangen ohne viel Umstände zu machen in den Flur ein.

Der Kommissar war Major Octave Farrell, in dessen Gesicht deutlich zu sehen war, dass er eine schlaflose Nacht verbracht hatte.

Ein Zeuge, der die Diamantendiebe hatte flüchten sehen, gab eine so genaue Beschreibung von ihnen, dass einer der Beamten, die zuhörten, ausrief: »Das Signalement von diesem Dieb passt aber ganz genau auf Beppo Troppea, den alten König der Diebe von Chicago.«

Farrell, der dabei sein musste, da er Dienst im Präsidium hatte, nahm die

Die Worte seines Untergebenen mit einem geringschätzigen Lächeln auf.

Beppo Troppea war es unter keinen Umständen. Der alte

Dieb war vollständig gelähmt und musste ständig zu Hause bleiben.

Er lebte, getrennt von der Außenwelt, am Rande von Chicago zusammen mit seiner Tochter, einem jungen Ding, das noch niemals mit Verbrecherkreisen in Berührung gekommen war.

Außerdem musste die Polizei Beppo Troppea dankbar sein, denn oft leistete er ihr ehrenhalber Spitzeldienste, insofern er dafür nichts forderte und seine Angaben ohne jedes eigennützige Interesse für sein Portemonnaie machte.

Aber trotzdem entschloss sich Octave Farrell, nachdem die ersten Untersuchungen über den außerordentlich geschickt ausgeführten Raub erledigt waren, sich sogleich mit zwei Beamten zu dem kleinen Häuschen da draußen zu begeben, in dem der alte König der Diebe wohnte. Eher wollte er sich nicht zur Ruhe begeben, die ihm sehr nötig war.

Graziella führte ihn und seine beiden Begleiter in das Zimmer ihres Vaters.

Wie immer lag der Gelähmte im Bett.

Sein Gesicht sah gelblich aus. Jeder, der ihn so sah, hätte meinen können, er liege in den letzten Zügen.

Farrell warf einen Blick voller Genugtuung auf seine Untergebenen, besonders auf den, der Beppo Troppea als den vermeintlichen Dieb der Diamanten bezeichnet hatte.

Mit diesem Blick wollte er sagen: »Na?« Was habe ich euch gesagt? Wie kann denn der Urheber dieses Raubes ein Mann sein, der infolge einer unheilbaren Krankheit

unbeweglich im Bett liegt?

Laut sagte er, sich Troppea zuwendend: »Na, wie geht's uns denn, Beppo?«

»Ach, ich möchte am liebsten sterben, damit ich die ver-dammte Polizei nicht mehr im Haus sehen muss!«

»Besonders freundlich empfängst du uns ja gerade nicht!«

»Wie soll ich Sie denn noch empfangen?«, erwiderte Beppo Troppea in ärgerlichem Ton. Er war ein glänzender Schauspieler. »Warum kommen Sie denn hierher, um herumzuschnüffeln? Soll ich Ihnen etwa wieder einen Kame-raden verraten? Nein, das kommt nicht infrage! Das hat aufgehört! Ich weiß von niemandem und von nichts. Fer-tig!«

»Heute«, sagte Octave Farrell bedachtsam, »wollen wir von dir keine Neuigkeiten erfahren, die sich auf andere beziehen. Heute Nacht ist jemand sehr geschickt in den Palast von Miss Eiliane Fergus, einer unserer berühmten Dollarprinzessinnen, eingedrungen und hat sich eines wundervollen Brillantenhalssbandes bemächtigt, das einst der Kaiserin Eugénie von Frankreich gehört hat. Weiter: Jemand hat die Diebe fliehen sehen. Es waren ein alter und ein junger Mann. Nach der Beschreibung, die uns von dem alten Mann gegeben wurde, glaubte einer meiner Leute, dass du, Beppo Troppea, der Urheber dieses kühnen Rau-bes gewesen seist«

»Hat man den Dieb auf einem Rollstuhl aus dem Haus fahren sehen?«, fragte der Angeredete in höhnischem Ton.

»Was soll das heißen: in einem Rollstuhl?«

»Na, wissen Sie denn nicht, dass ich in meinem elenden Zustand überhaupt nicht anders vorwärtskommen kann? Wie soll denn ein Mensch, der mit lauter solchen Apparaten belastet ist, sich weiterbewegen?«

Während er dies sagte, schlug der Bandit mit einer Hand die Bettdecke zurück, sodass jeder die vielen orthopädischen Apparate sehen konnte, mit denen seine mageren Glieder umschnürt und geschiert waren.

»Ich kann gar nicht allein aus dem Bett steigen. Wenn ich aufstehen will, muss mir meine Tochter Graziella helfen, so gut sie es kann. Graziella, zeig den Herren doch mal das ärztliche Attest, in dem steht, was mir fehlt. Vielleicht glauben sie es dann, wenn der bloße Anblick eines so unglücklichen Menschen sie nicht überzeugt.«

Das Mädchen zog eine Schublade des Nachttisches auf, holte aus einer alten, abgegriffenen Brieftasche einen Bogen heraus und reichte ihn Farrell.

Sie reichte diesen Farrell hin, der ihn mechanisch mit den Augen überflog.

Octave hegte nun nicht mehr den geringsten Zweifel daran, dass Beppo Troppea ein armer Krüppel war. Er war fest davon überzeugt.

»Wenn du es nicht gewesen bist, dann kann es vielleicht ein Verwandter von dir gewesen sein, jemand aus deiner Familie, der dir sehr ähnlich sieht.«

»Aus meiner Familie? Meine Familie besteht nur aus meiner Tochter Graziella.«

»Da wir nun einmal hier sind, wollen wir die Fahrt jedenfalls nicht umsonst gemacht haben«, sagte der Krimi-

nalkommissar verbissen. »Wir werden eine Hausdurchsuchung veranstalten, und zwar eine gründliche. Früher, Beppo Troppea, warst du der erste Diamantendieb von Chicago. Kann es sein, dass du an diesem Halsbandraub beteiligt bist? Du warst Bandenführer, das stimmt doch, oder? Heute laufen noch eine ganze Menge Spitzbuben herum, die früher unter deinem Befehl gearbeitet haben. Wer versichert mir, dass dieser neue Handstreich nicht unter deiner Leitung geschehen ist? Vielleicht haben die anderen die Brillanten gestohlen und dann hierher geschafft, weil sie glaubten, es gebe kein besseres Versteck für die Beute als dein Haus? Denn wer würde schließlich einen armen Krüppel verdächtigen? Wer käme schon auf die Idee, dass er der Urheber ist? Niemand!

Trotzdem kann das Haus des Krüppels ein ausgezeichneter Ort sein, um die Beute zu verstecken. Also los, Herrschaften, wir werden jetzt mal das ganze Haus von Beppo Troppea von oben bis unten durchsuchen«, befahl Octave Farcell.

Der alte Diamantendieb sagte kein Wort, doch ein spöttisches Lächeln erschien auf seinen Lippen.

Seinetwegen konnten sie das ganze Haus durchsuchen, solange sie wollten. Ihm machte die Hausdurchsuchung keine Angst.

Octave hätte vielleicht gar keine Hausdurchsuchung vorgenommen, wenn es sich nicht um einen solchen Riesendiebstahl gehandelt hätte. Um diesen schnell aufzuklären, hielt er es für besser, kein Mittel unversucht zu lassen.

Das Mädchen händigte den Polizisten die Schlüssel zu

sämtlichen Schränken aus, damit diese nicht etwa die Schubladen mit Gewalt aufmachten.

Farrell und seine Leute krochen in jeden Winkel. Kein Schrank und keine Schublade entgingen der Untersuchung. Sie klopften die Wände ab, um festzustellen, ob sich irgendwo eine hohle Stelle befand, in die das kostbare Halsband vielleicht eingemauert worden war.

Sogar den Gelähmten hoben sie aus dem Bett und durchsuchten sämtliche Kissen, denn wie allgemein bekannt ist, verbergen Diebe ihre Beute, besonders wenn es sich um Brillanten handelt, gerne in ihrem Bett.

Das Gleiche machten sie mit dem Bett des jungen Mädchens.

Die Männerkleider, die Graziella anzuziehen pflegte, konnten den Beamten keinen Verdacht erregen, denn sie war vorsichtig genug gewesen, sie zwischen die Anzüge ihres Vaters zu hängen.

Schließlich suchten die Polizisten draußen weiter.

Das Paddelboot mit dem Außenbordmotor erregte sofort ihre Aufmerksamkeit.

»Ist das euer Boot?«, fragte Farrell Graziella und warf dabei einen forschenden Blick auf die Tochter des früheren Königs der Diamantendiebe von Chicago.

»Nein, Herr«, erwiederte das Mädchen mit vollkommen unschuldigem Gesicht. »Es gehört einem Fischer.«

Die Worte Graziellas wurden durch ein paar Netze und Angelgeräte, die über das Boot geworfen waren, bestätigt.

Bepo Troppea war ein Mensch, der zu lange in der Welt des Verbrechens gelebt hatte, als dass er noch irgendwo

eine Vorsichtsmaßnahme außer Acht gelassen hätte, die ihm zum Fallstrick hätte werden können.

Niemand verstand es so gut wie er, seine Person und seine Taten mit einem ablenkenden Anschein zu umgeben.

Die Komödie von seiner Lähmung, mit der er lange Zeit die Polizei von Chicago an der Nase herumführte, ist vielleicht das Genialste, was sich je ein Berufskrimineller ausgedacht hat, um ungestraft seine Handstreich auszuführen, jede Aufmerksamkeit von sich abzulenken und Polizisten und Kriminalbeamte zu düpieren.

Wir werden später noch erzählen, in welch kritischer Lage Beppo Troppea auf den Gedanken kam, diese Komödie zu inszenieren, und wie er ihn in die Tat umsetzte.

Beppo Troppea ist ein altes Männchen, das in Neapel eine wunderschöne Villa am Abhang eines Berges sein Eigen nennt, von dem aus man die Rauchfahne des Vesuvs sehen kann.

Er besitzt ein recht beträchtliches Vermögen, das ihm gestatten würde, mit einem gewissen Aufwand und Luxus zu leben. Troppea ist jedoch ein bescheidener und vernünftiger Mensch, der es liebt, gut zu leben, ohne deswegen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Wenn man ihn sieht, wie er am Fuße einer großen marmornen Freitreppe seine Rosensträucher selbst begießt, würde niemand in diesem sauberen, gut gekleideten alten Herrn den Beppo von früher erkennen, den König der Diamantendiebe, ebenso wenig den alten gelähmten Krüppel, in den er sich oft verwandelte und dessen Gesicht er mit Ocker einschmierte, um ihm den gelben Ton zu geben,

den die Gesichter von Menschen anzunehmen pflegen, die nicht mehr lange zu leben haben.

Die Polizeibeamten suchten sorgfältig im Garten, ob sie irgendwo eine Stelle fänden, die kürzlich umgegraben worden wäre, aber ohne Erfolg!

Sie durchsuchten auch den Taubenschlag und den Hühnerstall, ohne dem Geflügel dabei selbstverständlich besondere Beachtung zu schenken.

»Ihr habt ja eine Menge Geflügel«, meinte Farrell.

»Ja, das ist das Einzige, durch dessen Verkauf wir unser Leben fristen können«, versetzte Graziella Troppea mit der unschuldigsten Miene der Welt.

Octave und seine Leute kehrten wieder ins Haus zurück.

Das Haus des gelähmten alten Diebes war von unten bis oben durchsucht worden, ohne dass man auch nur das Geringste gefunden hätte.

Farrell machte sich aber nichts daraus, denn er hatte das schon vorhergesehen und auch auf dem Polizeipräsidium seine Ansicht dazu geäußert. Wie gesagt, es machte ihm nichts aus, da er ja nichts unversucht gelassen hatte. Auch Captain Shoemaker hielt es für durchaus möglich, dass der Dieb des Halsbandes von Eiliane Fergus der alte Juwelenräuber Beppo Troppea gewesen sein könnte.

»Habt ihr etwas gefunden?«, fragte der kranke Bandit von seinem Rollstuhl aus, in den man ihn gesetzt hatte, als man ihn aus dem Bett hob, um die Bettwäsche zu untersuchen. Dabei funkelten seine Augen vor Boshaftigkeit.

»Nein, gar nichts!«

»Und habt ihr alles durchsucht?«

»Wir müssen dich noch durchsuchen!«

»Bitte sehr!«, stimmte Troppea mit bester Laune zu.

Einer der Kriminalbeamten nahm die Durchsuchung vor und beklopfte Beppo von oben bis unten. Doch weder in seiner Kleidung noch in seinen Apparaten hatte dieser irgendeinen Stein versteckt.

»Jetzt bleibt uns nur noch übrig, deine Tochter zu durchsuchen«, sagte Farrell. »Aber das können wir nicht selbst machen, ohne ihrer Frauenehre zu nahe zu treten.

Dazu brauchen wir eine Frau, die sich dieser Arbeit unterzieht.«

Farrell befahl einem seiner Untergebenen: »Gehen Sie hinaus und bringen Sie die erstbeste Frau her, die Sie finden!«

Der Beamte folgte sofort dem Befehl seines Vorgesetzten.

»Sag mal, Beppo, alter Fuchs«, fragte ihn Farrell, »wer, glaubst du, könnte Miss Fergus die Brillanten gestohlen haben? Jetzt, da es ja tatsächlich so aussieht, als ob du es nicht gewesen bist, können wir dich ja fragen.«

»Was verdiene ich dabei?«, erwiederte der Alte mit verschmitztem Lächeln. »Die Polizei bezahlt doch immer für Informationen. Und ich lebe jetzt in ziemlich schlechten Verhältnissen. Die Geflügelzucht bringt sehr wenig ein. Unter diesen Umständen ist mir so ein kleiner Nebenverdienst ganz angenehm. Bis jetzt habe ich euch ja tatsächlich nie etwas abgefordert, das stimmt. Aber schließlich hat sich alles verschlechtert!«

Ohne ein Wort zu sagen, holte der Kommissar seine

Brieftasche heraus, entnahm ihr einen Hundert-Dollar-Schein und reichte ihn Troppea hin.

»Das wird wohl genügen, um dir die Zunge zu lösen. Nun pass mal auf: Wenn ich durch deine Hilfe das Halsband wiedererhalte, dann soll es mir nichts ausmachen, dir noch tausend Dollar zu schenken. Das ist doch ein ganz netter Vorschlag, nicht wahr? Also los, erzähle! Du hast doch schon einen Namen auf der Zunge?!«

Der alte Spitzbube streckte mit gieriger Bewegung seinen gesunden Arm nach dem Schein aus.

Er musste sich sehr zusammennehmen, um nicht in Lachen auszubrechen. Es war doch zu komisch, dass er, der Dieb des Halsbandes, von der Polizei Geld erhielt, um ihnen zu verraten, wer der Dieb war!

Farrell blickte ihn voller Erwartung an. Er wusste, dass es keinen Menschen gab, der die Unterwelt von Chicago besser kannte als dieser alte Gauner.

»Ja, ich denke an einen Mann, ja ...«, sagte schließlich Troppea, nachdem er eine Weile nachdenklich dagesessen hatte.

»Und der heißt?«

»Stefano Cosmano«, sagte schließlich der Alte.

»Dieser Stefano hat doch einen Bruder«, meinte Farrell in Gedanken, »einen gewissen Vincenzo, nicht wahr?«

»Er ist der übelste Kerl, der jemals auf dieser Erde herumgelaufen ist – mit Ausnahme seines Bruders«, erklärte der alte Diebeskönig voller Boshaftigkeit.

Plötzlich ging die Tür auf. Auf der Türschwelle erschien der Beamte, den Farrell fortgeschickt hatte, mit einer be-

scheiden gekleideten Frau, deren Gesicht deutlich die große Angst verriet, die sie empfand.

»Ich musste sie beinahe mit Gewalt herbringen«, sagte der Polizist. »Sie wollte absolut nicht mitkommen.«

»Der Gerechtigkeit Hilfe zu leisten, ist eine Aufgabe, der sich kein Bürger entziehen darf«, sagte Farrell und wandte sich der Frau zu. »Außerdem werden Sie dabei nichts verlieren. Wenn Sie Ihre Aufgabe zu meiner Zufriedenheit ausführen, werde ich Ihnen eine Entschädigung von zwei Dollar geben.«

»Was soll ich denn machen, Herr Polizeipräsident?«, fragte die Unbekannte, die sich immer noch nicht von ihrem Schrecken erholt hatte.

»Sie sollen dieses Fräulein hier durchsuchen«, sagte Farrell und zeigte auf die Tochter von Troppea. »Sie sollen sie entkleiden und nachsehen, ob sie irgendetwas entweder in ihren Kleidern oder an ihrem Leib verborgen hat.«

Gleichzeitig zog Octave Farrell aus einer Tasche eine Art Kapuze aus Gummi und Seide, die ungefähr die Form eines menschlichen Kopfes hatte.

Und in der Tat, es war so etwas wie ein Futteral, das sich an den Kopf der Person, der man es überzog, anschmiegte. Am Nacken wurde es durch ein selbstdämmig schließendes Schloss befestigt, das sich nur mithilfe eines sehr kompliziert gearbeiteten Schlüssels wieder öffnen ließ.

Das schöne Haupt Graziellas verschwand unter dieser schwarzen Maske, die auch die seidenen Locken und die schwarzen, funkeln den, süditalienischen Augen verdeckte.

Farrell selbst unterzog sich der Mühe, ihr diese Maske überzuziehen.

Einen kurzen Augenblick nur, und dann schnappte das Schloss ein.

Die Maske schmiegte sich dem Kopf der betreffenden Person so sehr an, dass es dieser nicht einmal möglich war, den Mund zu öffnen.

Die Frau, die der Polizeibeamte zufällig auf der Straße getroffen hatte und die nun die Aufgabe hatte, die Durchsuchung durchzuführen, die die Beamten nicht vornehmen konnten, sah all das mit an, wobei sich ihre Unruhe nur steigerte, statt geringer zu werden.

Nachdem Graziella die Maske trug, bat Farrell die Frau und Graziella, das Nebenzimmer zu betreten, das zurzeit leer war.

Währenddessen beobachtete Octave Farrell den Dieb verstohlen und bemerkte, wie dieser vollkommen ruhig und Herr seiner selbst blieb. Man konnte deutlich sehen, dass es ihm vollkommen gleichgültig war, ob seine Tochter durchsucht würde oder nicht.

Diese Durchsuchung dauerte nur wenige Minuten. Ein leises Klopfen an der Tür signalisierte den Polizeibeamten, dass die Frau ihre Aufgabe erledigt hatte.

»Haben Sie etwas gefunden?«, fragte der Kommissar eindringlich und betrat das Zimmer.

»Nur dieses kleine Medaillon, das das junge Mädchen an einer dünnen Kette um den Hals trug.«

Farrell blickte auf das bescheidene Schmuckstück. Es hing an einem dünnen Kettchen aus Gold. In dem Medail-

lon war ein verblichenes Foto einer Frau, vermutlich der Mutter von Graziella.

»Nein, darauf legen wir keinen Wert. Wir suchen vor allem ein Brillantanhänger. Haben Sie in ihrer Kleidung vielleicht einzelne Steine gefunden? Haben Sie sie auch genau durchsucht?«

»Ich habe sie bis auf die Strümpfe ausgezogen. Und als ich sie wieder anzog, habe ich jede einzelne Falte ihres Kleids nachgeföhlt.«

Farrell lächelte.

Er war nun überzeugt, dass Beppo Troppea nicht an dem Raub des Brillantenhalsbandes von Miss Fergus beteiligt gewesen war.

Octave machte sich sofort daran, Graziela Troppea die Maske abzunehmen, die das junge Mädchen gezwungen hatte, Kopf und Hals steif zu halten.

»Ist etwas gefunden worden?«, rief dieser triumphierend aus. »Was habe ich Ihnen gesagt? Allmählich werden Sie mir wohl glauben?«

Und sich Farrell zuwendend, fügte er hinzu: »Herr Kommissar, um Ihrer Mutter willen beschwöre ich Sie: Wenn Sie die Cosmanos erwischen, sagen Sie bitte nicht, dass ich Sie auf die Fährte gebracht habe.«

»Verstehe vollkommen, Beppo. Auf Wiedersehen, Troppea.«

»Auf Wiedersehen, Mister Farrell.«

Der Polizeikommissar schritt aus dem Zimmer und merkte nicht, wie ihm der ehemalige Diebeskönig von Chicago einen höhnischen Blick nachsandte.

Es war nicht das erste Mal, dass Farrell den alten Gauner in seiner Behausung aufsuchte, um von diesem bestimmte Informationen zu erhalten.

Ob Troppea ihn wohl früher auch schon so hinters Licht geführt hatte wie heute?

Es war möglich, dass Beppo den Kriminalkommissar insofern für sich benutzt hatte, dass er diesem Spürhund seine meistgehassten Feinde auslieferte.

Unten setzten sich der Kommissar und seine beiden Untergebenen in ihren Wagen, der vor dem Haus Troppeas gestanden hatte.

Doch der Wagen konnte nicht sofort anfahren, der Motor streikte.

Gerade in diesem Augenblick erschien Graziella Troppea, eine kleine Herde von zwölf Truthähnen vor sich herreibend. Sie schien auf dem Weg in die Stadt zu sein.

»Aha«, sagte sich Octave Farrell, als er das sah. »Die Kleine geht wahrscheinlich in die Stadt, um ihre Truthähne zu verkaufen.«

Wie wenig ahnte der Kommissar, dass sich im Bauch dieser Tiere die zwölf großen, herrlichen Brillanten befanden, die früher einmal das wunderbare Halsband gebildet hatten, das einst die schöne Gemahlin Napoleons III. an ihrem zarten Hals getragen hatte.

Heft 20

Banküberfall!